

Christopher Busch, Till Dembeck, Maren Jäger (Hg.)

Ichtexte

Beiträge zur Philologie des Individuellen

Ferdinand Schöningh

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags nicht zulässig.

© 2019 Verlag Ferdinand Schöningh, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA;
Brill Asia Pte Ltd, Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland)

Internet: www.schoeningh.de

Einbandgestaltung: Margot Zündorf Breuer, Mainz/Johannes Breuer, Weimar/
Theresa Breuer, Aachen

Lektorat: Jan Wenke, Leipzig, www.jan-wenke.de
Herstellung: Brill Deutschland GmbH, Paderborn

ISBN 978-3-506-72713-8

JOCHEN A. BÄR

„Philologie!“ Ein diadisziplinäres Divertimento

I.

Der Gründervater der strukturalistischen Sprachwissenschaft, Ferdinand de Saussure, hat zwei Perspektiven der Beschäftigung mit einer Einzelsprache benannt: *langue*, das Sprachsystem, und *parole*, die Rede, die konkrete sprachliche Äußerung. Beide stehen in einem zirkulär anmutenden Verhältnis wechselseitiger Abhängigkeit voneinander. Während die sprachliche Äußerung ein systematisches Wissen über grammatische, semantische und pragmatische Regeln voraussetzt, lässt sich ebendiese Voraussetzung, das gewusste Sprachsystem, nicht anders deuten denn als Abstraktion aus einer Menge einzelner sprachlicher Äußerungen. Wer reden will, muss zuvor wissen, wie das geht; wer ein Wörterbuch oder eine Grammatik schreiben will, extrapoliert aus einer Reihe von empirischen, d. h. in Untersuchungskorpora belegten, notfalls auch mittels eigener Sprachkompetenz gebildeten Beispielen die sprachlichen Muster, die den jeweiligen Behandlungsgegenstand bilden.

Allerdings kann man eine Einstiegsstelle in den vermeintlichen Zirkel ausmachen, indem man Sprachwissen als emergentes Phänomen begreift: Der menschliche Spracherwerb läuft, vereinfacht gesagt, so ab, dass das Kleinkind aus vernommenen sprachlichen Äußerungen Regeln bildet und diese dann zur Grundlage eigener sprachlicher Äußerungen macht. Dabei handelt es sich sowohl bei den vernommenen als auch bei den hervorgebrachten Äußerungen zunächst um Proto-Parole, um Rudimentärrede; erst im Laufe der Zeit entwickelt sich durch Versuch und Irrtum ein Sprachwissen im engeren Sinne; und da übrigens die Phase von Versuch und Irrtum lebenslang dauert und man nicht permanent von kompetent(er)en Sprechern Rückmeldung bekommt, sondern sich mangels Gelegenheit oder Interesse vielfach an minderer Kompetenz orientiert, bleibt die Sprache fortwährender Veränderung unterworfen. Sie entsteht (als meine Sprache) nicht nur aus ihrem Gebrauch (durch andere und durch mich selbst), sondern sie ist überhaupt gleichzusetzen mit ihrem Gebrauch, und der kollektive Gebrauch der Sprachgemeinschaft, aus dem sich die (oder besser: eine) *Langue* als divergentes Ordnungsprinzip erschließen lässt, ist nichts anderes als die Gesamtheit aller einzelnen divergenten Gebräuche.

Zitat im Beitragstitel: Ulrich Breuer, „Philologie! Zwei Ergänzungen“, in: *Literaturlinguistik – philologische Brückenschläge*, hg. v. Jochen A. Bär, Jana-Katharina Mende u. Pamela Steen, Frankfurt am Main, 2015, S. 23–27, hier S. 24. – Das Zitat eines Titels im Titel hat Reverenzfunktion; es bringt zum Ausdruck, dass dem Verfasser nichts Besseres hätte einfallen können.

II.

Die Germanistik ist eine in sich zerfallene Disziplin. Spätestens seit den 1960er Jahren zieht sich durch das Fach ein tiefer Graben, der Sprach- und Literaturwissenschaft trennt. Beide Seiten haben sich so wenig zu sagen, dass sie sich an manchen Universitäten förmlich separiert und unterschiedliche Institute gebildet haben. An den meisten anderen Universitäten gibt es vielleicht noch ein gemeinsames Dach, aber kein fachliches Gespräch zwischen den Abteilungen, und wo ein solches doch einmal versucht wird, zeigt sich, dass nach den Jahrzehnten unterschiedlicher disziplinärer Entwicklung – theoretische Prämissen, Fragestellungen, Methoden, Terminologien sind weit auseinandergedriftet – gemeinsame Grundlagen nur schwierig zu finden sind.

Die historischen Gründe für den Großen Germanistischen Grabenbruch¹ sind vielschichtig und können hier nicht beleuchtet werden. Er scheint sich jedoch in einer Art des Zugriffs auf den Forschungsgegenstand zu manifestieren. Der Sprachwissenschaft geht es demnach um das Allgemeine, um systematische Aspekte, um Strukturen und Regeln, Formen, Quantitäten, usuelle Muster. Das Besondere, die konkrete einzelsprachliche Äußerung in ihrer Einzigartigkeit, das Qualitative, das ‚Inhaltliche‘ ist dagegen für die Linguistik nicht von Interesse.² Selbst dort, wo sie sich mit Texten, d. h. komplexen Akten

-
- 1 In benachbarten Disziplinen – vor allem der Romanistik und Slawistik – erscheint die Trennung von Sprach- und Literaturwissenschaft weniger stark ausgeprägt (vgl. Jana-Katharina Mende, „Die Pariser Vorlesungen Adam Mickiewiczs als Literatur oder Voraussetzungen für eine literaturlinguistische Diskurssemantik am Beispiel der Cours de langue et littérature slaves“, in: *Literaturlinguistik – philologische Brückenschläge*, hg. v. Jochen A. Bär, Jana-Katharina Mende u. Pamela Steen, Frankfurt am Main, 2015, S. 129–162, hier S. 136).
- 2 Vgl. z. B. Dietrich Busse u. Wolfgang Teubert, „Ist Diskurs ein sprachwissenschaftliches Objekt? Zur Methodenfrage der historischen Semantik“, in: *Begriffsgeschichte als Diskursgeschichte. Methodenfragen und Forschungsergebnisse der historischen Semantik*, hg. v. Dietrich Busse, Fritz Hermanns u. Wolfgang Teubert, Opladen, 1994, S. 10–28, hier S. 12; Andreas Gardt, „Wort, Text und Bedeutung. Aspekte der semantischen Erschließung von Texten“, in: *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag*, hg. v. Vilmos Ágel, dems., Ulrike Haß-Zumkehr u. Thorsten Roelcke, Tübingen, 2002, S. 111–132, hier S. 122 f.; dems., „Text und Erkenntnis“, in: *Literaturlinguistik – philologische Brückenschläge*, hg. v. Jochen A. Bär, Jana-Katharina Mende u. Pamela Steen, Frankfurt am Main, 2015, S. 27–30, hier S. 28; Ludwig Jäger, „Erkenntnisobjekt Sprache. Probleme der linguistischen Gegenstandsconstitution“, in: *Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis*, hg. v. Angelika Linke, Hanspeter Ortner u. Paul R. Portmann-Tselikas, Tübingen, 2003, S. 67–98, hier S. 71 f.; Bernd Ulrich Biere, „Verständlich-Machen – Plädoyer für eine neue Einheit von Literaturwissenschaft und Linguistik“, in: *Texte. Spielräume interpretativer Näherung. Festschrift für Gerhard Fieguth*, hg. v. Stephan Merten u. Inge Pohl, Landau, 2005, S. 15–31, hier S. 15 f.; dems., „Linguistische Hermeneutik und hermeneutische Linguistik“, in: *Linguistische Hermeneutik. Theorie und Praxis des Verstehens und Interpretierens*, hg. v. Fritz Hermanns u. Werner Holly, Tübingen, 2007, S. 7–21, hier S. 10 f.; Peter Auer, „Über den Topos der verlorenen Einheit der Germanistik“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 172* (2013), S. 16–28, hier S. 16.

der Parole,³ befasst, in der Textlinguistik, ist es ihr nicht um den individuellen Text zu tun, sondern um Textmuster und -sorten.

Einer der Fachgelehrten, die seitens der Literaturwissenschaft den Graben in Frage gestellt haben, ist Ulrich Breuer. So fordert er beispielsweise eine „Verbindung von Linguistik und Literaturwissenschaft auf der Ebene der Materialität des Textes“ sowie „in einer dieser Materialität korrespondierenden Historischen Semantik“.⁴ Sein kurzer Beitrag trägt den Titel „Philologie!“; das Ausrufezeichen lässt sich gleichermaßen trotzig-affirmativ wie imperativisch deuten. Ich mache mir beide Lesarten zu eigen; die letztere verstehe ich als Auftrag, aus der Sicht meiner eigenen Teildisziplin, der Sprachwissenschaft, darüber nachzudenken, unter welchen Bedingungen Brückenschläge über den Graben hinweg, den als solchen anzuerkennen man freilich nicht umhin kommt, konkret möglich sein könnten.

Das Substantiv *Philologie* bietet dabei keineswegs schon die Lösung an, sondern benennt zunächst einmal nur das Problem. Denn zwar steht es in der Fügung *Deutsche Philologie* traditionell für das Gesamtfach, könnte also Sprach- und Literaturwissenschaft gleichermaßen umgreifen; doch die strukturalistische Linguistik der 1960er Jahre wollte sich zugunsten einer Beschäftigung mit sprachsystematischen Aspekten von der als unzulänglich empfundenen philologischen Beschäftigung mit dem Einzelfall, der singulären sprachlichen Äußerung, gerade abgrenzen.

Es war die gezielte Abwendung von einer Philologie alten Stils, die seinerzeit vielen der damals jungen Wilden nicht nur wissenschaftlich überholt, sondern zudem, angesichts der Geschichte des Fachs Germanistik während des Nationalsozialismus, auch noch moralisch kompromittiert schien. Im Zuge der linguistischen Emanzipation war die Abwendung von bisherigen Forschungsschwerpunkten, die teilweise förmliche Ächtung der einzeltextbezogenen Philologie (‘Parole-Philologie’) durch die systembezogene Linguistik (‘Langue-Linguistik’), vermutlich unerlässlich, die Separation daher vorprogrammiert.⁵

Während sich die Literaturwissenschaft, zumindest in bestimmten ihrer Ausprägungen, von dem Anspruch, Philologie zu sein, offenbar niemals verab-

3 Texte als Langue-Phänomene zu verstehen, wäre gleichbedeutend damit, mehrere verschiedene Texte als Ausprägungsformen eines und desselben ‚Textems‘ zu interpretieren (so wie *trinken* und *trinkt* Formen desselben Lexems sind). Ändert man jedoch an einem Text nur ein Wort, eine Wortform, ein Komma, so wird es ein anderer Text. „Schwarze Milch der Frühe wir trinken sie abends / wir trinken sie mittags und morgens wir trinken sie nachts / wir trinken und trinken“, „Schwarze Milch der Frühe wir tranken sie abends / wir tranken sie mittags und morgens wir tranken sie nachts / wir tranken und tranken“, „Schwarze Milch der Frühe, wir trinken sie abends, / wir trinken sie mittags und morgens, wir trinken sie nachts. / Wir trinken und trinken.“ usw. wären nicht paradigmatische Textformen, sondern kontingente textuelle Phänomene.

4 Breuer, „Philologie!“, S. 24.

5 Jochen A. Bär, Jana-Katharina Mende u. Pamela Steen, „Literaturlinguistik – eine Einführung“, in: *Literaturlinguistik – philologische Brückenschläge*, hg. v. dens., Frankfurt am Main, 2015, S. 7–18, hier S. 7.

schiedet hat, muss man also linguistischerseits, wenn man „das [...] verpönte Wort *Philologie* wieder in Gebrauch [...] nehmen“ will, immer deutlich machen, dass es dabei „nicht um ein Zurückfallen hinter die Errungenschaften der modernen Linguistik geht, sondern um einen modifizierten, einen linguistisch tingierten Philologiebegriff“.⁶

Wenn ich im Folgenden *Philologie* als sprachwissenschaftlich-literaturwissenschaftlichen Klammerterminus verwende, so ist damit stets ein Konzept gemeint, das Gemeinsamkeiten der beiden Teildisziplinen in den Blick nimmt, ohne dabei den Graben zu ignorieren. Es geht, mit anderen Worten, um eine Aufhebung des Grabens im dialektischen Sinn:⁷ zugleich um eine Vernichtung (*aufheben* ›nicht länger bestehen lassen‹, z. B. *ein Gesetz* oder *die Tafel aufheben*), Bewahrung (*aufheben* ›aufbewahren‹, z. B. *sich etw. zur Erinnerung aufheben*) und qualitative Steigerung (*aufheben* ›emporheben‹, z. B. *etw. vom Boden* oder *den Blick aufheben*). Ich hoffe zu zeigen, dass es Berührungspunkte zwischen den Teildisziplinen geben kann, von denen sie jeweils profitieren können, ohne dass deshalb das Für-sich-Bestehen beider in Frage gestellt werden muss. Die Frage – hier, wie gesagt, vom Sprachwissenschaftler aus der Sicht seiner Teildisziplin gestellt – lautet: Was an der gegenwärtigen Linguistik wäre geeignet, was müsste sich ändern, um sie im genannten Sinne als Philologie erscheinen zu lassen?

III.

Sprach- und Literaturwissenschaft sollen überwinden, was sie trennt. Dazu müsste die traditionelle Dichotomie von *Langue* und *Parole* überwunden werden, die üblicherweise bereits in den linguistischen Einführungsseminaren vermittelt wird. Dass sie problematisch ist, liegt nahe: Nicht alles, was das System zulässt, entspricht auch tatsächlichem Gebrauch. Man unterscheidet beispielsweise *kindlich* und *kindisch*, aber nicht *glücklich* und *glückisch*, man kennt *gesund* im Gegensatz zu *ungesund*, aber nicht *krank* im Gegensatz zu *unkrank*, sondern vielmehr im Gegensatz zu *gesund* in anderer Bedeutung. Somit kommt man auf die differenzierende Unterscheidung von *Langue*, *Norm* und *Parole*, wie sie Eugenio Coseriu vorgeschlagen hat. Beschäftigt man sich aber im Weiteren mit unterschiedlichen Varietäten einer Sprache, und nicht nur mit ihrer bloßen Existenz nebeneinanderher, sondern mit ihren vielfältigen Interferenzen, so stellt man rasch fest, dass nicht alles, was im realen Sprachgebrauch als Muster begegnet, tatsächlich der oder auch nur einer

⁶ Jochen A. Bär, *Hermeneutische Linguistik. Theorie und Praxis grammatisch-semantischer Interpretation. Grundzüge einer Systematik des Verstehens*, Berlin/München/Boston, 2015, S. 2.

⁷ Vgl. Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Wissenschaft der Logik. Erster Theil die objektive Logik. Erster Band die Lehre vom Seyn*, Stuttgart/Tübingen, 1832, S. 95 f.

Norm entspricht. Man könnte demnach darauf kommen, eine neue Kategorie zwischen *Langue* und *Parole* einzuführen, die man *Usage* nennen könnte und worunter die Norm als eine, freilich herausgehobene, in besonderer Weise prestigehafte Variante von tatsächlichem Gebrauch zu subsumieren wäre.

Sofern man die *Usage*⁸ als eine eigenwertige Perspektive der Sprachbeschreibung akzeptiert, bei der es um einen mittleren Abstraktionsgrad, d. h. zwar um sprachliche Muster, jedoch nicht um abstrakte, sondern um konkrete geht, wird man daran denken, die Methoden heutiger Korpuslinguistik, mit der die Bewältigung sehr großer Textmengen (Big Data) möglich ist, mit Methoden der literaturwissenschaftlichen Einzelstellenbetrachtung (Close Reading) engzuführen. Anwendungsbereiche fänden sich beispielsweise in einer qualitativen Diskurslinguistik, die nicht lediglich Kookkurrenzen zählt (z. B.: wie oft erscheint im öffentlichen Diskurs der Gegenwart das Wort *Angst* in unmittelbarer textueller Umgebung mit dem Wort *Hund*, und handelt es sich um eine signifikante Häufigkeit?), sondern die konkreten grammatisch-semantischen Relationen zwischen einzelnen Ausdrücken zu benennen im Stande ist (z. B.: hat man *Angst* vor *Hunden* oder *Angst* um *Hunde*, etwa mit Blick auf den Straßenverkehr oder auf misokyne Nachbarn, oder sind es womöglich auch *Hunde*, die *Angst* vor etwas oder jemandem haben? Und heißt *Hund* überhaupt ›Hund‹, oder wird das Wort auf Menschen angewendet, wie in „Hunde, wollt ihr ewig leben?“).

Es ist klar, dass man, um Präzisierungen dieser Art herauszuarbeiten, keine Algorithmen zum Einsatz bringen, sondern nur die Belegtexte selbst befragen kann, und dies wiederum bedeutet, dass man nicht beliebig große Korpora untersucht, sondern sich quantitativ in einem Rahmen bewegt, der eine Autopsie des Materials zulässt. Erfahrungsgemäß handelt es sich dabei um kleine bis maximal mittelgroße Korpora bis zu einer Größe von 100 oder 150 Millionen Wortformen. Ein Korpus dieser Größenordnung anzulegen, die relevanten Metadaten aller Quellen zu erfassen und die Texte hinsichtlich ihrer Inhalte so kennenzulernen, dass man die Probleme der Beleganonymität und der Intertextualitätsblindheit⁹ vermeiden kann – mit anderen Worten: dass man trotz Abstraktion und Mustererkennung immer auch die individuelle Qualität des Einzelbelegs, des Einzeltextes berücksichtigen kann –, erfordert mehrere Jahre kontinuierlicher Arbeit.

Welchen Nutzen die literaturwissenschaftliche Arbeit gleichwohl von der Makroperspektive haben kann, liegt auf der Hand, da es auf der Basis einer

8 Das Femininum wähle ich, weil es hier nicht um korrektes Französisch, sondern um ein deutsches Kunstwort, einen Terminus in Analogie zu den Feminina *Langue* und *Parole* geht und französische Entlehnungen auf *-age* im Deutschen zudem prinzipiell als Feminina erscheinen.

9 Jochen A. Bär, „Langue-Philologie – historische Semantik – hermeneutische Linguistik – wie auch immer. Für eine qualitative Diskurslexikographie“, in: *Historische Lexikographie zwischen Tradition und Innovation*, hg. v. Anja Lobenstein-Reichmann u. Peter O. Müller, Berlin/Boston, 2016, S. 101–129, hier S. 109 ff.

hinreichend großen Datenmenge möglich wird, Beobachtungen bezüglich des objektsprachlichen Gebrauchs in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Wenn sich beispielsweise die Goethe-Philologie mit dem bekannten Diktum „Classisch ist das Gesunde, romantisch das Kranke“¹⁰ beschäftigt, so wird sie bei der Deutung dieser Stelle nicht erfolgreich sein ohne Berücksichtigung der Goethe'schen Usage von *klassisch* und *romantisch*, d. h., sie muss letztlich alle Belegstellen der beiden Adjektive berücksichtigen. Dabei stellt sich dann nicht nur heraus, dass man es im einen wie im anderen Fall mit stark polysemen Wörtern zu tun hat, sondern auch, dass es für die eindeutig negative Wertung des Romantischen bei Goethe keine Parallelen gibt, hingegen etliche Belege für eine neutrale Sicht oder sogar für positive Wertungen. – Umgekehrt ist selbstverständlich die Makroperspektive durch die eingehende Interpretation der Einzelstelle als solcher zu stützen: Es genügt nicht, lediglich einen Beleg zu buchen, in dem *das Kranke* als *romantisch* bezeichnet wird (wohlgemerkt: nicht *das Romantische* als *krank!*), sondern man muss zumindest weit genug in die Textgeschichte einsteigen, um festzustellen, dass es sich um einen sehr späten, wohl erst 1829 entstandenen Goethetext handelt, und auch, dass er sich vor allem auf die damals neueren und neuesten literarischen Produktionen europäischer Romantiken¹¹ bezieht. – Die Verbindung von Makro- und Mikroperspektive ergibt: Aus der zitierten Belegstelle eine negative Sicht Goethes auf *das Romantische* überhaupt und insbesondere auf die deutsche Romantik¹² abzuleiten, wäre verfehlt.

IV.

Die Einführung einer Usage-Perspektive hätte weitreichende Konsequenzen für die linguistische Theorie- und Terminologiebildung. Sie würde zu einer zumindest partiellen Neuinterpretation ganzer Großbereiche der Sprachwissenschaft, etwa der Grammatik oder der Semantik, führen.¹³ Am Beispiel des Themenfeldes der relationalen Semantik sei dies zumindest ansatzweise erläutert.

Hat man den Anspruch der Langue-Beschreibung, d. h., arbeitet man auf einer hohen Abstraktionsebene, so wird man dazu tendieren, semantische Relationen klar voneinander abzugrenzen. Ein Ausdruck wird dann zu einem anderen Ausdruck beispielsweise entweder als hyponym (semantisch un-

¹⁰ Johann Wolfgang Goethe, *Maximen und Reflexionen* [1836], zit. n. *Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen*, I. Abt., Bd. 42.2, Weimar, 1907, S. 109–260, hier S. 246.

¹¹ Ebd., S. 247: „Engländer und Franzosen“.

¹² D. h. hier: die deutsche Romantik sowohl in ihrer Spezifik (aufgrund derer sie nicht gleichzusetzen ist mit anderen europäischen Romantiken) als auch in ihrer durchaus inhomogenen Gesamtheit von den Anfängen im späten 18. Jahrhundert bis in die späten 1820er Jahre.

¹³ Vgl. Bär, *Hermeneutische Linguistik*.

tergeordnet: *Bruder* zu *Geschwister*) o d e r als kompleonym (semantisch komplementär: *Bruder* zu *Schwester*) interpretiert, nicht aber als gleichermaßen hyponym und kompleonym. Sofern man doch zwei Ausdrücke in einer solchen Sowohl-als-auch-Beziehung sieht, wird man dazu neigen, zumindest für einen von ihnen zwei verschiedene Bedeutungen anzusetzen, etwa bei *Mensch* im Verhältnis zu *Tier*. Erscheint *Mensch* als hyponym zu *Tier*, wäre die Bedeutung von *Tier* ›nichtpflanzliches Lebewesen (unter Einschluss des Menschen)‹; erscheinen beide als Kompleonyme, so wäre ›nichtpflanzliche, nichtmenschliche Kreatur, Lebewesen, das weder Mensch noch Pflanze ist‹ als Bedeutung anzusetzen. Man könnte, im Sinne einer logischen Ordnung, die beiden einander ausschließenden Bedeutungen zudem noch unterschiedlichen Varietäten zuschreiben: die erste der biologischen Fachsprache, die zweite der Allgemeinsprache. Verfolgt man hingegen eine Usage-Beschreibung, bei der es immer darum geht, die objektsprachlichen Wortverwendungsmuster an die empirische Realität der Einzelbelege rückzubinden, so können sich die Verhältnisse weit weniger klar darstellen. Beispielsweise finden sich im Korpus der *Zentralbegriffe der klassisch-romantischen „Kunstperiode“*¹⁴ (nachfolgend: ZBK) Hyponymie-Belege wie „Der Mensch ist ein Thier, dessen Willen der Vernunft untergeordnet ist“¹⁵ neben Kompleonymie-Belegen wie „Der Mensch hat mehr Helle in seinen Vorstellungen als das Thier“.¹⁶ Angesichts weiterer Belege (z. B. „Wenn sich der Mensch zum Geschlecht der Thiere rechnen muß, so kann er doch auch in mancher andern Absicht seinen wahren Adel und Vorzug erweisen, die ihm auf einen höhern Rang ein gegründetes Recht geben“¹⁷) tendiert man nicht zum Ansatz einer klaren konzeptuellen Abgrenzung, sondern dazu, eine *Tier*-Bedeutung ›nichtpflanzliches Lebewesen‹ mit einer prototypischen Ausprägung ›nichtpflanzliches, nichtmenschliches Lebewesen‹ anzusetzen und zu konstatieren: Der *Mensch* gehört im literatur- und kunstreflexiven Diskurs der Goethezeit explizit zu den *Tieren*; ihm wird allerdings unter allen *Tieren* eine herausgehobene Stellung zugeschrieben, so dass er (in der prototypischen Bedeutung von *Tier*) als nicht zugehörig gilt. Die Grenze zwischen *Mensch* und *Tier* ist unscharf; *Mensch* erscheint sowohl kompleonym als auch hyponym zu *Tier*.

Usage-Untersuchungen können sehr komplexe Beschreibungskategorien erforderlich machen. Beispielsweise erscheinen im ZBK-Korpus die Substantive

14 *Zentralbegriffe der klassisch-romantischen „Kunstperiode“ (1760–1840). Wörterbuch zur Literatur- und Kunstreflexion der Goethezeit*, hg. v. Jochen A. Bär, Heidelberg, 2010 ff. (<http://www.zbk-online.de>), s. v. *Tier*, (Zugriff am 09.07.2018).

15 Marianne Ehrmann, *Amalie. Eine wahre Geschichte in Briefen. Von der Verfasserin der Philosophie eines Weibs*, Bern, 1788, S. 117.

16 Johann Christoph Adelung, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe*, Bd. 2, Leipzig, 1796, S. 1100.

17 Ders., *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe*, Bd. 4, Leipzig, 1801, S. 579.

Freiheit und *Natur* in einer Relation, die man als Allelonymie bezeichnen könnte: einerseits als Antonyme, andererseits als Synonyme. Dies ist nur denkbar, indem für jedes Lexem mehrere verschiedene Bedeutungen angenommen werden; das Synonymieverhältnis besteht dann zwischen einer Bedeutung von *Freiheit* (›Natürlichkeit, Ungezwungenheit, Leichtigkeit, Lockerheit, Unverstelltheit‹) und einer Bedeutung von *Natur* (›Natürlichkeit, Ursprünglichkeit, Ungebrochenheit, Kunstlosigkeit, Einfachheit, Schlichtheit‹), das Antonymieverhältnis zwischen einer anderen Bedeutung von *Freiheit* (›Bewusstheit, Reflektiertheit, Naturenthobenheit, Selbstbestimmtheit, Fähigkeit, sich von der Befangenheit in der eigenen Leiblichkeit, Sinnlichkeit, Emotionalität zu lösen und willentlich vernünftig, moralisch, nach Grundsätzen zu handeln‹) und einer anderen Bedeutung von *Natur* (›Leiblichkeit, Physis, Instinkthaftigkeit, Triebhaftigkeit‹). – Noch einmal komplexer sind die Verhältnisse der Tekaisemie, die zwischen drei Bedeutungen ›a‹, ›b‹ und ›c‹ eines und desselben Wortes *x* besteht, wobei „sich ›a‹ zu ›b‹ und ›c‹ jeweils hypersem verhält und ›b‹ und ›c‹ zueinander im Verhältnis der Antisemie stehen“¹⁸ bzw. der Tekaionymie („Ausdruck *a* bedeutet das Eine, Ausdruck *b* steht für das Gegenteil, Ausdruck *c* für die Verbindung, den Ausgleich zwischen beidem“¹⁹) sowie der Autosemie,²⁰ die im ZBK-Korpus bei dem Wort *Witz* begegnet:

Einerseits hat *Witz* eine intellektuelle Komponente und berührt sich als ›Scharfsinn‹, d. h. analytisches Vermögen, mit dem Verstandesbegriff, andererseits finden sich semantische Ähnlichkeiten mit Wörtern wie *Phantasie*, die u. a. für konnotativ-synthetisches, kombinatorisches Vermögen stehen. Die Wortsemantik weist somit auf mehreren Ebenen den Aspekt ›Synthesis‹ auf: einerseits in einem einzelnen, isolierten Bedeutungsaspekt, andererseits dadurch, dass dasselbe Lexem mit diesem Aspekt den entgegengesetzten Bedeutungsaspekt verbindet. Es liegt also hinsichtlich der Bedeutungsaspekte ›synthetisch‹ und ›analytisch‹ Antisemie vor [...], wobei einer der beiden in die Antisemie-Relation involvierten Bedeutungsaspekte zugleich die Gegensätzlichkeit als solche und ihre Aufhebung mitthematisiert.²¹

Es versteht sich, dass solche auf den ersten Blick vermutlich einigermaßen abseitig erscheinenden semantischen Relationen als Beschreibungskategorien nicht per se durch eine Usage-Linguistik gefordert werden, sondern nur in Abhängigkeit vom Anliegen der Beschreibung einer konkreten Usage, im vorliegenden Fall: des Sprachgebrauchs der goethezeitlichen, speziell der frühro-

18 Jochen A. Bär, „Sprachtheorie und Sprachgebrauch der deutschen Romantik“, in: *Geschichte der Sprache – Sprache der Geschichte. Probleme und Perspektiven der historischen Sprachwissenschaft des Deutschen. Oskar Reichmann zum 75. Geburtstag*, hg. v. dems. u. Marcus Müller, Berlin, 2012, S. 497–564, hier S. 547.

19 Ebd.

20 Vgl. ders., „Das semantische Konzept ›Witz‹ in der deutschen Literatur- und Kunstreflexion um 1800: Ansätze einer linguistischen Beschreibung“, in: *Kommunikation und Humor. Multidisziplinäre Perspektiven*, hg. v. Christoph Schubert, Berlin, 2014, S. 37–59, hier S. 45.

21 Ebd.

mantischen Literatur- und Kunstreflexion, die besonderen Wert auf die Aufhebung von Gegensätzen legt.²² Prinzipiell gefordert ist jedoch die Bereitschaft, herkömmliche Kategorien zu hinterfragen, sie im Bedarfsfall durch neue zu ersetzen oder ihnen zumindest neue zur Seite zu stellen.

V.

Speziell hinsichtlich des Umgangs mit Untersuchungskorpora legt die in der Mitte zwischen Langue-Linguistik und Parole-Philologie angesiedelte Position einer Usage-Beschreibung die Verbindung zweier üblicherweise als einander ausschließend betrachteter Forschungsansätze nahe: des korpusgestützten (*corpus-based*) und des korpusgeleiteten (*corpus-driven*). Beide Ansätze haben Vorzüge wie Nachteile. Bei der korpusgestützten Arbeit geht man mit vorab definierten Fragestellungen an ein digital absuchbares Korpus heran und findet – vorausgesetzt, das Korpus gibt dazu überhaupt etwas her – genau das, was man sucht. Beispielsweise findet man, wenn man sich für die Semantik des Adjektivs *romantisch* in der goethezeitlichen Literatur- und Kunstreflexion interessiert, im ZBK-Korpus mehrere hundert Belegstellen für dieses Wort, aus denen man dann die Semantik herausarbeiten kann. Man findet bei der korpusgestützten Analyse aber eben auch nur genau das, wonach man zu suchen weiß, und produziert so schlimmstenfalls den hermeneutischen Super-GAU: eine unkontrollierte Horizontverschmelzung.

Bei der korpusgeleiteten Analyse lässt man mittels intelligenter Algorithmen gewissermaßen die Quellen selbst sprechen. Man bekommt so beispielsweise die Information, dass das Adjektiv *romantisch* signifikant häufig mit bestimmten anderen Ausdrücken kookkuriert, kann auf diese Weise die Vermutung entwickeln, dass relevante Informationen zur Semantik von *romantisch* auch an Stellen zu finden sein könnten, an denen der Ausdruck selbst gar nicht vorkommt, und hat also die Möglichkeit, eigenes Vorwissen am objektsprachlichen Material reell zu messen. Das Problem dabei ist dann freilich, dass die zur Anwendung zu bringenden Algorithmen niemals so intelligent sein können, dass sie das Relevante vom Irrelevanten trennen (was schon per se nicht möglich wäre, da Relevanz keine objektive Gegebenheit ist, sondern immer im Auge des Betrachters liegt, d. h. immer wieder neu bestimmt werden muss). Die Maschine liefert nur Ausdruckscluster; ob ‚dahinter‘ irgendetwas für die Deutung Interessantes steckt, muss man selbst herausfinden, und dies scheitert selbst bei nur mittelgroßen (etliche zig oder ein paar hundert Millionen Wortformen umfassenden) Korpora rasch an den zu großen Quantitäten.

Der im Zusammenhang der Usage-Untersuchung nahe liegende Gedanke ist, wie gesagt, der einer Verbindung der beiden Ansätze, indem man sich vom

²² Vgl. ders., „Sprachtheorie und Sprachgebrauch“, S. 543–549.

Quellenmaterial die Fragestellung, die man an dasselbe heranträgt, modifizieren lässt. Dies könnte beispielsweise so aussehen, dass man zunächst tatsächlich nur alle Belege für das Adjektiv *romantisch* aufsucht und auswertet, bei dieser Auswertung dann durch Einbezug der unmittelbaren Belegumfelder (vereinfacht gesagt: der textuellen Sinnabschnitte, in denen die Wortbelege erscheinen) kotextuell charakteristische Ausdrücke bemerkt, die man in ihrer spezifischen Charakteristik zunächst einmal nur dokumentiert, um dann in einem weiteren Schritt zu entscheiden, welche von ihnen man für untersuchenswert hält. Auf diese Weise gelangt man zu einem Wortfeld, das weder in seiner Komplexität noch in seinen konkreten Konstituenten vorhersehbar wäre. Das Adjektiv *romantisch* erscheint beispielsweise als synonym zu *abenteuerlich, anmutig, arkadisch, außerordentlich, begeisternd, edel, edelmütig, erhaben, fabelhaft, feurig, gemischt, grotesk, hoch, idealisch, individuell, irregulär, klassisch, kontemplativ, malerisch, mannigfaltig, modern, musikalisch, neu, phantastisch, pittoresk, poetisch, reizend, schön, schwärmerisch, seltsam, subjektiv, tiefsinnig, tragisch, transzendental, unregelmäßig, wild, wunderbar, zauberreich* und als antonym zu *abendländisch, alt, antik, barbarisch, bürgerlich, fertig, gemein, gewöhnlich, griechisch, hässlich, häuslich, klassisch, komisch, modern, natürlich, niedrig, plastisch, prosaisch, reflektierend, sparsam, still, transzendental, vollendet, wahr*.²³ Da zudem keineswegs nur bedeutungsgleiche oder -ähnliche Ausdrücke berücksichtigt werden müssen, sondern relationale Vernetzungen letztlich jeder Art in Betracht kommen können, handelt es sich immer um ein Wortfeld im weiten Sinne.²⁴

VI.

Einige weitere Aspekte der Re-Affinisierung von Sprach- und Literaturwissenschaft können hier lediglich noch angerissen werden.

- Die Sprachwissenschaft sollte sich in stärkerem Umfang als bisher auf die Polyfunktionalität der Sprache besinnen. Insbesondere wäre an theoretische Entwürfe wie den von Jakobson²⁵ zu erinnern, die neben anderen Funktionen eine poetische Sprachfunktion ansetzen. Wer diese in der linguistischen Arbeit berücksichtigt, ist übrigens keineswegs nur auf literarische Texte als Forschungsgegenstand verwiesen, da sie auch in Gebrauchstexten jeder Art begegnen kann: Es geht dabei lediglich um eine Korrespondenz zwischen

²³ Vgl. Bär, *Zentralbegriffe*, s. v. *romantisch*; 09.07.2018.

²⁴ Zur Methode vgl. ders., „Methoden historischer Semantik am Beispiel Max Webers“, in: *Glottology*. *International Journal of theoretical Linguistics* 5 (2014), S. 243–298; 6 (2015), S. 1–92.

²⁵ Vgl. Roman Jakobson, „Linguistik und Poetik“ [1960], in: ders., *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1927–1971*, hg. v. Elmar Holenstein u. Tarcisius Schelbert, Frankfurt am Main, 2016, S. 83–121.

dem Was und dem Wie des Gesagten und im Zusammenhang damit um eine potentielle zusätzliche Sinnebene.

- Stärkere Berücksichtigung finden sollten in Forschung und Lehre emergente Signifikanzphänomene wie die von Gardt²⁶ vorgeschlagene ‚flächige‘ Bedeutung:

Texte sind – vereinfacht gesagt – semantisch mehr als die Summe ihrer Teile [...]. Die einzelnen bedeutungskonstituierenden Elemente eines Textes stehen nicht isoliert nebeneinander und lassen sich nicht additiv zu einem Bedeutungsganzen zusammenrechnen. Vielmehr semantisieren sie sich gegenseitig, stehen in Relationen, die auf außerordentlich komplexe Weise die Textbedeutung im Blick des Betrachters entstehen lassen. In diesem Sinne sind Texte *ganzheitliche* oder *übersummativ* oder auch *emergente* Größen, also Einheiten, die auf der Makroebene Eigenschaften aufweisen, die gegenüber den Eigenschaften der konstituierenden Elemente qualitativ neu sind.²⁷

Vergleichbares lässt sich auch auf grammatischer Ebene feststellen. M. Müller spricht von *Geisterkonstruktionen*, „die weder auf der System- noch auf der Gebrauchsebene der Sprache, sondern nur in der Zwischenwelt der diskursiv geprägten Serialität zu existieren scheinen“, mit anderen Worten: die, ähnlich den Figuren eines pointillistischen Gemäldes, „existieren, wenn man sie [d. h. ihre Bestandteile] nicht sieht, und verschwinden, wenn sie [d. h. die Bestandteile] erscheinen“.²⁸

- Geht es um die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses, so schießen einige Ergänzungen des traditionellen Lektürekansons sinnvoll. Im Studium sollten stärker als bislang vielfach üblich Arbeiten mit kulturlinguistischer, hermeneutisch-linguistischer, literaturlinguistischer Ausrichtung rezipiert werden.²⁹ Wenn nicht eine neue Generation von Germanistinnen und Germanisten konsequent ihr Fach als bestehend aus zwei miteinander lebendig interagierenden, einander fruchtbare Anregungen verdankenden Teildisziplinen kennenlernt, lassen sich die derzeit immer nur punktuellen Brückenschläge nicht als eigenständiges Forschungsparadigma etablieren.
- Was selbstverständlich sein sollte, jedoch eine veritable Herausforderung darstellt, ist das Bemühen um Verständlichkeit für die jeweils andere Seite. Damit ist nicht nur ein passives Bemühen um Verzicht auf teildisziplininterne Selbst-Verständlichkeiten (geschlossene Theoriegehege, terminologi-

²⁶ Vgl. Gardt, „Wort, Text und Bedeutung“, S. 129.

²⁷ Ders., „Textanalyse als Basis der Diskursanalyse. Theorie und Methoden“, in: *Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen*, hg. v. Ekkehard Felder, Berlin/Boston, 2013, S. 29–55, hier S. 32.

²⁸ Marcus Müller, „Geisterkonstruktionen. Zum Beispiel PPER ADV ADV“, in: *Konstruktionsgrammatik IV. Konstruktionen als soziale Konventionen und kognitive Routinen*, hg. v. Alexander Ziem u. Alexander Lasch, Tübingen, 2015, S. 207–224, hier S. 208.

²⁹ Einen ersten Überblick über Arbeiten und Forschungen an der Schnittstelle von Literatur- und Sprachwissenschaft bietet die Internetplattform <http://www.literaturlinguistik.de>; Anregungen und Ergänzungsvorschläge zu dieser Seite sind jederzeit willkommen.

sche Idiosynkrasien usw.) gemeint, sondern durchaus auch das Streben nach Terminologiepluralismus, nach aktiven Kenntnissen bezüglich der theoretischen Voraussetzungen, Fragestellungen und Methoden der jeweils anderen Seite. Um im Bild zu bleiben: Die Brücke bedarf zweier Fundamente, diesseits und jenseits des Grabens, über den sie geschlagen werden soll. Philologie (mit dem Breuer'schen Ausrufezeichen) bedarf „einer doppelten Expertenschaft, einer literaturwissenschaftlichen, die zugleich auch sprachwissenschaftlich ist (oder umgekehrt: das größere Gewicht kann gleichwohl hier oder dort liegen)“.³⁰

VII.

Die vorstehenden Gedanken zielen, wie vielleicht noch einmal ausdrücklich betont werden sollte, nicht auf eine neue Einheit des Fachs Germanistik – zumindest dann nicht, wenn sie darin bestünde, einseitiges Fachidiotentum durch doppelte Halbexpertise zu ersetzen. Die Trennung in Sprach- und Literaturwissenschaft hatte nicht nur historische Gründe, sondern bedeutete für beide Bereiche wissenschaftlichen Fortschritt. Versuche, sie rückgängig zu machen, wären nicht nur real zum Scheitern verurteilt, da sie von den Fachvertreterinnen und -vertretern mehrheitlich nicht gewünscht werden, sondern sie wären auch gar nicht sinnvoll. Das Fach steht auf zwei Beinen, und das wird und sollte auch so bleiben. Dass jedoch künftig nicht nur vereinzelt, sondern wieder in größerer Zahl auch Einzelpersonen auf ebendiesen beiden Beinen stehen (und sei es im Kontrapost): dafür plädiert dieser Beitrag. – Philologie!

³⁰ Bär et al., „Literaturlinguistik“, S. 10.